

(Nachdruck verboten.)

47]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen überlegt von Leopold Rosenzweig.

Laboque mußte sich mit diesem bedingten Versprechen zufrieden geben. Im übrigen raubte ihm seine blinde Verfolgungswut jede kühle Ueberlegung; er glaubte schon den Sieg errungen, die socialistischen Bahideen vernichtet zu haben, deren Verwirklichung innerhalb vier Jahren seine Geschäfte auf die Hälfte hatte sinken machen. Die ganze Gesellschaft rettete er und rächte er, indem er mit Dacheux um die Wette mit der Faust auf den Tisch schlug; während der schlaue und vorsichtige Cassiaux abwartete, ob Beauclair oder die Erächerie siegen werde, ehe er offen irgend eine Partei ergriff. Während dieser Zeit saßen die Kinder an ihrem mit Kuchen und Süßigkeiten besetzten Tische, hörten nichts von der nahenden Schlacht und zwitscherten wie eine Schar Vögeln, die unter freiem Himmel der Zukunft entgegenflogen.

Ganz Beauclair geriet in heftige Erregung, als man von der Klage Laboques, von dem Erfahrungsanspruch von fünfundsiebzigtausend Frank hörte, die das Ultimatum, die Kriegserklärung an den Feind bedeutete. Von da ab gab es einen Einigungspunkt für den Haß der einzelnen, die zerstreuten Feindseligkeiten sammelten sich zu einer geschlossenen Armee, die sich Lucas und seinem Werke gegenüberstellte, dieser teuflischen Fabrik, wo der Untergang der alten, ehrwürdigen Gesellschaft geschmiedet wurde. Es galt, die Geseze, das Eigentum, die Religion, die Familie zu verteidigen. Alle Bewohner Beauclairs schlossen sich allmählich dieser Armee an, die Kaufleute hekten ihre Kunden auf, die Bürger, denen alles Neue Furcht einflözte, scharten sich gegen den gefährlichen Feind. Es gab keinen kleinen Rentier, der sich nicht von einem schrecklichen Umsturz bedroht fühlte, in welchem seine kleine egoistische Existenz vernichtet werden könnte. Die Frauen waren erzürnt und empört, seitdem der Sieg der Erächerie ihnen als der eines abscheulichen Orts dargestellt wurde, in welchem sie sich jedem erstbesten hingeben müßten, der sie würde nehmen wollen. Selbst die Arbeiter, selbst die armen Hungernden bekamen Angst und begannen den Mann zu verwünschen, dessen heißes Sehnen es war, sie zu retten und den sie anklagten, daß er ihr Elend verschärfe, indem er die Herren und die Reichen noch hartherziger mache. Aber was Beauclair besonders mit Gift und Wut durchtränkte, das war ein heftiger Feldzug, den das von dem Drucker Lebhu herausgegebene Lokalblättchen gegen Lucas führte. Infolge des besonderen Anlasses erschien die Zeitung zweimal wöchentlich, und man vermutete in dem Hauptmann Jollivet den Verfasser der Artikel, deren wütende Sprache Aufsehen erregte. Die Angriffe bestanden allerdings nur aus einem Gemengsel von Lügen und Irrtümern, aus den gewohnten albernen Verunglimpfungen, mit denen die Feinde des Socialismus gegen diesen kämpften, indem sie seine Absichten verzerren und seine Ideale beschmutzen. Aber diese Angriffe verfehlten ihre Wirkung auf die schwachen, unwissenden Köpfe nicht, und es war erstaunlich, wie die Empörung, von allerlei Intriguen genährt und gestachelt, immer weitere Kreise ergriff, wie sich gegen den Störenfried bisher feindliche Klassen vereinigten, die wütend darüber waren, daß man sie aus ihrer jahrhundertalten Kloake austöden wollte, unter dem falschen Vorwand, sie verschönet in das gesunde, gerechte und glückliche Reich der Zukunft zu führen.

Zwei Tage, ehe der Prozeß, den Laboque gegen Lucas angestrengt hatte, vor dem Gericht von Beauclair zur Verhandlung kommen sollte, gaben die Delaveau ein großes Dejeuner, dessen geheime Zweck war, sich vor der Schlacht zu treffen und zu vereinigen. Das Ehepaar Voisgelin war natürlich geladen, ferner der Bürgermeister Courier, der Unterpräfekt Chätelard, der Präsident Gaume mit seinem Schwiegerohn, den Hauptmann Jollivet, endlich der Abbé Marie. Auch die Damen waren geladen, damit die Zusammenkunft den Charakter eines bloß freundschaftlichen Mahles erhalte.

Chätelard kam wie gewöhnlich um halb zwölf Uhr zum Bürgermeister, um ihn und seine Frau, die noch immer schöne

Leonore, abzuholen. Seit dem Erfolg der Erächerie machte Courier böse Stunden voll Unruhe und Zweifel durch. Zuerst hatte er durch die Hunderte von Arbeitern, die er in seiner Schuhfabrik in der Rue de Brias beschäftigte, eine Bewegung gehen gefühlt, das Neben des kommenden Neuen, der drohenden Association. Dann hatte er sich gefragt, ob es nicht am besten wäre mitzugehen, sich selbst an dieser Association zu beteiligen, die ihn zu Grunde richten könnte, wenn er sich ihr nicht angeschlossen. Aber er verbarg diesen inneren Kampf vor aller Augen, denn in seinem Herzen blutete eine offene Wunde, lebte ein tiefer persönlicher Groll gegen Lucas, seitdem sein Sohn Achille, der unabhängige, eigenwillige junge Mensch, sich von ihm losgesagt und eine Anstellung auf der Erächerie angenommen hatte, wo er sich in der Nähe von Blanchen befand, der Geliebten, mit der er in hellen Nächten geheime Zusammenkünfte hatte. Courier hatte verboten, den Namen des Undankbaren in seiner Gegenwart auszusprechen, der aus seiner Klasse desertiert war, um zu dem Feinde alles Bestehenden überzugehen. Aber ohne daß er es gestehen wollte, hatte die Furcht seines Sohnes seine innere Ungewißheit vermehrt, ihn mit der geheimen Furcht erfüllt, daß er eines Tags gezwungen sein könnte, ihm zu folgen.

„Nun also,“ sagte er zu Chätelard, sowie dieser eingetreten war, „da wäre er denn, dieser Prozeß. Laboque war heute wieder bei mir, um gewisse Dokumente von mir zu verlangen. Er geht noch immer darauf aus, die Stadt in die Sache hineinzuziehen, und es ist wirklich schwer, ihm nicht hilfreiche Hand zu bieten, nachdem man ihn so vorwärts gedrängt hat, wie wir es gethan haben.“

Der Unterpräfekt lächelte bloß.

„Nein, nein, lieber Freund, folgen Sie meinem Rat und lassen Sie die Stadt neutral bleiben. Sie sind klug genug gewesen, meinen guten Gründen nachzugeben und keinen Prozeß anzustrengen, sondern den schrecklichen Laboque, der so rachsüchtig und blutdürstig ist, allein den Kampf aufnehmen zu lassen. Ich bitte Sie sehr, verlassen Sie diese Linie nicht und bleiben Sie einfacher Zuschauer; es wird immer noch Zeit sein, aus seinem Sieg Nutzen zu ziehen, wenn er siegreich bleibt. Ach, lieber Freund, wenn Sie wüßten, wie wohlthätig es ist, die Dinge ruhig ihren Gang gehen zu lassen!“

Und mit einer Gebärde vervollständigte er seine Worte und drückte aus, wie wohl und behaglich er sich in seiner Unterpräfektur fühlte, seitdem es ihm gelungen war, daß man seiner hier vergaß. In Paris gingen die Dinge immer schlimmer und schlimmer, die Centralgewalt wurde täglich mehr erschüttert, die Zeit war nahe, wo die bürgerliche Gesellschaft von selbst zerfallen oder von einer Revolution weggeschwemmt werden mußte. Und er, der gelassene, skeptische Philosoph, verlangte nicht mehr, als so lange zu bestehen, zufrieden damit, wenn er ohne viel Unannehmlichkeiten in dem warmen Nest enden konnte, das er sich erwählt hatte. Seine ganze Politik bestand daher nur darin, den Dingen ihren Lauf zu lassen und sich so wenig als möglich mit ihnen zu beschäftigen, wobei er überzeugt war, daß die Regierung es ihm inmitten ihres ewigen Kampfs ums Dasein unendlichen Dank wußte, daß er das Tier ruhig sterben ließ, ohne es noch unnützlich zu quälen. Er war ein unbezahlbarer Beamter, dieser Unterpräfekt, von dem man nie sprechen hörte, dessen klugem Verhalten es gelungen war, Beauclair aus dem Gebiete der Regierungsjorgen ganz auszumerzen. Man war höchst zufrieden mit ihm, man erinnerte sich seiner nur, um ihn mit Lobsprüchen zu überhäufen, während er gelassen mithalf, die sterbende Gesellschaft zu begraben, und heiteren Gemüths seinen letzten Herbst zu den Füßen der schönen Leonore verlebte.

„Verstehen Sie wohl, lieber Freund, kompromittieren Sie sich nicht, in einer Zeit wie die unsrige, kann man nicht wissen, was morgen geschieht. Man muß auf alles gefaßt sein, und daher ist es das Beste, sich von nichts auszuschließen. Lassen Sie die anderen vorauslaufen und in Gefahr kommen, sich die Glieder zu brechen. Sie werden dann schon sehen, was Sie zu thun haben.“

Nun trat Leonore ein, in helle Seide gekleidet, wie jungt, seitdem sie die Vierzig überschritten hatte, eine blonde,

majestätische Schönheit, mit frommen, unschuldigen Blicken die beiden Männer begrüßend, den Gatten und den Geliebten, mit denen sie in einer von der ganzen Stadt wohlwollend mit angesehenen dreieckigen Ehe lebte. Châtelard ergriff ihre Hand und küßte sie galant wie am ersten Tage, während der Gemahl seine Blicke liebevoll auf den beiden ruhen ließ, als ein Mann, der sich andertweilig entschädigte und dessen Glück in geordnete Bahnen gelenkt war.

„Bist Du bereit? Also gehen wir, wie, Châtelard? Seien Sie nur ganz ruhig, ich bin vorsichtig und habe keine Lust, mich in eine unangenehme Sache hineinzuwagen, die unsre Ruhe gefährden könnte. Nur, wissen Sie, wenn wir jetzt zu Delaveau kommen, müssen wir mit in den Ton der andren einstimmen.“

Um dieselbe Stunde erwartete der Präsident Gaume seine Tochter Lucile und seinen Schwiegerjohn, den Hauptmann Jollivet, um mit ihnen gemeinsam der Einladung Delaveaus zu folgen. Der Präsident war in den letzten vier Jahren sehr gealtert, er war noch ernster und düsterer geworden und seine Gesetzesstrenge hatte sich zur Manie entwickelt. Er verwendete lange Stunden darauf, seine Urteile mit peinlicher Genauigkeit zu notisieren, und man erzählte, daß man ihn an manchen Abenden habe schluchzen hören, als ob alles unter ihm zusammenbräche, selbst die menschliche Gerechtigkeit, an die er sich so verweist klammerte, um sich durch diesen letzten Balken vor dem Untergange zu retten. Und während die Erinnerung an das schreckliche Drama seines Lebens, an den Verrat und gewaltsamen Tod seiner Frau noch qualvoll an seiner Seele zerrte, mußte er den Schmerz erleben, daß dieses Drama sich wiederholte, daß seine Tochter, diese Lucile mit dem jungfräulichen Antlitz, die er so abgöttisch liebte, und die ihrer Mutter so auffallend ähnelte, ihren Mann betrog, so wie die Mutter ihn betrogen hatte. Sie war noch nicht sechs Monate die Frau des Hauptmanns Jollivet, als sie sich einen Advokatengehilfen ergab, einem großen, blonden jungen Menschen mit blauen Mädchenaugen, der jünger war als sie. Der Präsident, der von der Diebschaft erfuhr, litt entsetzlich darunter, wie unter dem Wiederaufleben des Betrugs, der seinem Herzen eine so tiefe, noch immer blutende Wunde geschlagen hatte. Er schaute davor zurück, seine Tochter zur Rechenenschaft zu ziehen, er fürchtete, den entsetzlichen Tag noch einmal zu durchleben, wo seine Frau sich vor seinen Augen getötet hatte, indem sie ihren Fehltritt bekannte. Aber welche eine grauenhafte Welt war dies, wo alles, was er je geliebt hatte, ihn verriet! Und wie sollte er an eine Gerechtigkeit glauben, wenn gerade die Schönsten und Besten so viel Leiden verursachten?

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Im Parlett, das sich durch eine unregelmäßige Verteilung der Sitze, durch einige stilifizierte Monobiter Anlagelänge und durch bereits recht trübelhaft wirkenden secessionistischen Wandschmuck auszeichnet, saßen zwei Lieutenants einer mir fremden Waffengattung. Mir ist jede Waffengattung fremd, man braucht also nichts Besonderes, Seltenes hinter den beiden Lieutenants zu vermuten. Jeder verfügte über ein drüßiges Garnisonsantlitz, nur war in dem einen mehr rötliche, in dem andern mehr grau-gelbliche Farbe des inneren Gedankens Lebens lafentiert.

Wenn plötzlich ein Lieutenant, in voller Uniform, auf der Rednertribüne einer socialdemokratischen Volksversammlung erschiene, und gegen den Militarismus donnern würde, so könnte mich das nicht mehr erschrecken und erschauern, als mich der Anblick der beiden Offiziere in dem erwähnten secessionistischen Parlett überfaschte. Wie, diese unglückseligen, tollkühnen Militärs, die nicht einmal mehr die „Woche“ lesen dürfen, weil sie gar zu revolutionär ist, wagen es, glänzend in des Königs Rock, an einer Veranstaltung teilzunehmen, in der mit dem Heiligsten und Höchsten der herrschenden Welt frecher Spott getrieben, in der die Größten der Erde dem Gelächter preisgegeben, in der alle Hauptmeister der Kultur verbrannt, die großartigen Aktionen, die die herrlichsten Persönlichkeiten mit Narrenschlägen traktiert werden, und der feinste weltmännische Geist Liebe und Ehe, Sittlichkeit und Gesellschaft, Kunst und Politik grauam und fidel zugleich auslaugt! O Ihr armen Lieutenants, man wird Eure Missethat entdecken, übermorgen werdet Ihr bereits den bunten Rock ausziehen müssen, und ein paar Tage darauf werde ich Euch in meiner Wohnung begrüßen als höfliche Wittsteller und Wagner, den männlichen Sproßling ja in der Militärversicherung und die weiblichen in der Ausstattungsverficherung einzuführen.

Immer noch erwartete ich, die sonderbaren Gäste würden nach irgend einer gar zu saftigen Nummer entsetzt aufspringen, ihre Nachbarn, die Schauspieler und die Autoren in aller Eile fordern

und dann unter Protest den Saal verlassen. Aber sie blieben. Sie langweilten sich sogar. Nur als oben auf dem Bühnchen die Herren Lieutenants der Nachtparade mit wippenden Hüften und stehenden Beinen gemimt wurden, lächelten die wirklichen Lieutenants mit einer überlegenen Verlegenheit und ironischer Abwehr, als ob sie sagen wollten: „Was der Fazenmacher da oben von uns weiß!“ Gleichwohl harteten die Lieutenants bis zum Schluß aus, der Befehl zum Rückzug kommt einem deutschen Offizier auch dann nicht auf die Lippen, wenn er sich mit dem Programm einer Ueberbrettel-Vorstellung schlagen muß.

Im Ueberbrettel war es nämlich, wo ich die beiden Krieger fand, und sie wurden für mich die Symbolfiguren für das Geschick jenes rabiaten bürgerlichen Litteratentums, das sich vom revolutionären Anarchismus und Nihilismus schleunigst zur Döcklerpenstions-, Offizierskafino- und Kriegervereinsreise entwickelt, sobald nur das Geld im Kasten klingt. Insofern erfüllt das Ueberbrettel zwar keine Mission in Kunst und Kultur, aber es hat die moralische und kulturelle Zuverlässigkeit jener freien Geister der Bourgeoisie wieder einmal aufgedeckt, die noch all den wilden Worten und himmelshöhenweisenden Plänen schleunigst sich zu stillgerechten Büchstern zähmen, die auch dadurch nicht gigantisch zu werden vermögen, daß sie behaupten, jeden Abend ein andres süßes Mädel nach Hause zu geleiten. Die polizeilich gebotene Vorsicht wird noch überboten durch die eigne willig geleistete Selbstentzweiigung dieser Herren.

Zum letzten Mittwoch hatte das Ueberbrettel gegenüber dem Polizeipräsidium das Publikum zu einem funkelnagelneuen Programm geladen. Das Kunstunternehmen steht jetzt unter der Leitung des Herrn Hans Heinz Ewers, nachdem der Gründer, der Freiherr v. Wolzogen, mit der ersten Ueberbrettelgarnitur auf Reisen gegangen und Deutschland sowie Oestreich auf ihre Zahlungsfähigkeit prüft. Hans Heinz Ewers, der einst mit einer anerkanntswerten Fachkenntnis die zwölf Farbenmuster der zwölf Hemden seiner Geliebten besang, verfügt über eine nicht gewöhnliche Dosis von Witzlosigkeit, die er in allen Lagen eines gelangweilten Regisseurs vor den Coulissen bewährt. Auch Geschmack und Feingefühl hat er übermäßig. Eine Sängerin, die sich offenbar an dem Kehlgehimm der jungen japanischen Theemädchen geschult hat, trägt ein „Selbstern“-Couplet vor. Hans Heinz Ewers unterrichtet das ohnungslose Publikum, was „Selbstern“ bedeute: die schlanke, aber zugleich rundliche Figur einer Probiermannschell. Nachdem er diese Definition geliefert, gerührt dieser weltmännische freie Geist eine Kühnheit zu wagen, er weist auf die neben ihm stehende, aus dem secessionistischen Plattenstengelleid nördlich starr herangewachsene Dame hin und bemerkt launig: „Etwa so wie unser Fräulein Mizzi“. Alles steht sorgfältig hin, ob die Definition sich an Fräulein Mizzi bewahrheitet, auch die beiden Lieutenants — genialische Ueberbrettel-Kechheit!

Aber die Ueberbrettler haben auch eine gewisse auf die Kasse gerichtete schalkhafte Fähigkeit, Illusionen zu erwecken. Auf die einfachste Weise: sie kündigen ein neues Programm an. Das lockt, und alle Welt erwartet sich ein Fest. Bis zur zehnten Stunde bemerkte ich zwei funkelnagelneuenheiten: Erstlich die erhabene Tanzweise vom lustigen Gemann, und zweitens die Wiederholung selbiger Tanzweise — noch immer vorgetragen unter teilweiser Bemühung eines halb galizischen Wiederkehrtons mit dem Charakteristischen v. Sonst gab es die alten Lieder und Späße: Die bierkammelnde anaxeonischen Ländeleien, deren dünne spiclerische Sinnlichkeit in der Bühnenscharfe unangenehm lästern wirkt, Geistescouplets, Scherze aus süßem Kindermund, und auch einige Poesie, dazu nicht allzu ungewöhnliche musikalische Tanzillustrationen. Alles Politische und Sociale ist streng verpönt. Was das benachbarte Polizeipräsidium durchgelassen hat, unterdrückt der finanzielle Erfolg. Höchstens vergreift man sich ein wenig an dem königlich herbstlichen Familienglied. Wenn die Kunstvorlage Gesetz geworden wäre, die auch fremde Gottesgnadentümer schützen wollte, hätte man sich vermutlich dieses Späßen verhaufen. Gewiß, Herr Marcel Salzer ist ein tüchtiger Recitator und Frau Gisela Rißler erfreut durch einen hausmütterlich frischen, jungen und reinlichen Humor. Aber was ist in aller Heiligen Namen an dieser zahmen, gutbürgerlichen Produktion neu, frisch und verwegend? Es ist nichts „über“ an dem Alexanderplatz-Witz, als daß es jedem Kunststrahligen „über“ werden muß.

Nach zweifelhafte lauer Unterhaltung gebar dann die Brettelweise mit einiger Mühe noch zwei echte Novitäten. Heines Seccionsplakat, das grüne Malweid und der Vertikale Bittelbar, wurde lebendig. Der Wär brummte höchst genutzlich und wisperte sich mit tiefer Empfindung das Maul, das Malweid aber sang Unendliches, Reim folgte auf Reim in ängstlicher Schamlosigkeit — fehlte nur irgend ein Inhalt. Es war das reine Obstruktionsgedicht. Den Beschluß machte eine dramatische Schmurze, in der ein gefoppter Ranzleschreiber von seinem Direktor die amtliche Hafenspiete begehrt — recht niedlich, strebsam sogar nach tragikomischer Richtung, aber jedes Sommerbühnchen der Vorstadt kann solche Witzigkeit seinem Programm einverleiben. Auch die Novitäten befristichtigsten nicht den Kerger über die Präntionen eines Unternehmens, das sich von dem richtigen Specialitäten-Theater nur dadurch unterscheidet, daß es weniger Produktionskosten beansprucht, daß es viel langweiliger ist, und daß hier jeder Dilettantismus willige Unterkunft findet, während der rechtschaffene Gauller im Variété immer etwas eignes und in seiner Art Vollendetes können muß.

Als die Ueberbrettler hinausgezogen, kündigten sie unter andern schönen Dingen die künstlerische Erhebung des blühen Dingellangs an. Man wolle das ganze große Weltgetriebe der Zeit in seinen

Liedern, Scenen, Miniken vorführen, alles von berühmten Dichtern, Bildlern, Satirikern geschaffen. Das Versprechen war von vornherein unerfüllbar, da der deutsche Geist in Kerkerhaft eingeschlossen ist und die tapferen Haudegen der Intelligenz und Phantasie, die im Einzugsfeldzug den feierlichen Schwur ablegten, das Schwert nicht vor dem Siege niederzulegen, längst wieder friedlich ihrem Gewerbebetrieb nachgehen, ohne sich sonderliche Sorgen über die künstlerische Polizeiaufsicht zu machen. Sie schiden ganz ruhig ihre Schöpfung der Sittenpolizei zur Kontrolle zu, und sie meiden auch ohne fremde Nötigung mit Rücksicht auf das zahlungsfähige Publikum jede ernsthafte Parteinahme in den gellenden Bewissensfragen der Zeit.

Indessen es ist ihnen nicht gelungen, das Variété zu veredeln, sie haben ganz im Gegenteil Erlebensliches dazu beigetragen, den Geschmack zu verderben. Der ordinäre Ringeltanz, der gar nichts anders sein will, als eine Amüsieranstalt, arbeitet in den groben Formen, die sein Wesen ausmachen, er verhandelt nichts, eher hebt er durch technische Fertigkeit das Niedrige empor. Dagegen scheuen sich die Uebeltreuermeister nicht, von Haus aus reine Poesie zu plumper Gassenhauermimik zu erniedrigen. Es heißt, den Rest ästhetischen Empfindens im Publikum ersticken, wenn man Villenromantische Lyrik à la romantischen Wendig verhinzt. Ein Musterbeispiel für dieses Schinderhandwerk bietet Villenromans prächtiges „Die Musik kommt“, ein Schelmenlied voll lebendigem, fast lärmendem Frohmut, greifbarer, volksmäßiger Anschaulichkeit und doch imiger, stiller Stimmung. Lyrik wirkt im Anschauen und Anklängen, ihr Ertrag liegt im Nachhall. Wenn der schwedische Bagam Scholander oder die Quette Gnilbert derartige Lieder vortragen, so begnügen sie sich, mit ein paar simplen, eigenartig stilisierter Gesen eine leichte mimische Scenerie zu schaffen. Anders verfährt das Uebeltreuer-Genie. Es tritt unbarmherzig alle Feinheiten unter die Hufe, es ahmt läppisch jedes Wort des Dichters in der Darfstellung nach und verwardelt die Poesie in einen Clownskult: Die Trommeln müssen hörbar bumm bumm machen, der Herr Hauptmann marschirt, den ehernen Feldherrnblid markierend, die Lieutenants näseln und wippen und die Grenadiere stampfen hinterpommernisch wuchtig den Boden. Diese den Dichter verhöhnende Verdentlichung und Vergrößerung entzündet dann das moderne Publikum ganz unmäßig, und „die Musik kommt“ wurde demnach neben dem lustigen Ehemann zum Schlagwerk der Saison.

Von solchen Noheiten und einigen matten sexuellen Verwegenheiten abgesehen, bietet das Uebeltreuer ausschließlic bewährte, völlig harmlose und zeitlose Ware, die niemand verdrießen kann, die der Geheimrat und die höhere Tochter, der Börseaner und der Lieutenant gleichmäßig genießen darf. Das ist die Erfüllung einer Revolutionänsankündigung. Sollte diese triste, uneliche Mode am Ende doch den erwachsenen, und über ihr Vermögen frei verfügenden Leuten widerwärtig werden, die Brettel-Spektakeln brauchen dann nicht zu verzagen: Sie brauchen es dann bloß mit Kinderdarstellungen zu versuchen. Eine Programmänderung ist dabei nicht von Nöten.

Joc.

Kleines Feuilleton.

or. Ein Spaß. Sie sahen im Zoologischen Garten beim Kasse. Sie waren in sehr vergnügter Stimmung, das Lachen und Schwagen nahm gar kein Ende. Mitten in das allgemeine Stimmengeschwüre hinein fragte Fräulein Martha: „Was ist denn eigentlich aus Trude Baldau geworden, hat die keiner von Ihnen wiedergesehen?“ Die Frage wirkte beinahe verblüffend, die Unterhaltung verstimunte, die Damen sahen einander an: „Wo soll man sie denn sehen?“ Frau Bankier Schulz zuckte die Achseln. „Sie ist doch völlig heraus aus unsern Kreisen.“

„War sie da überhaupt schon einmal drin?“ wigelte Frau Mannstädt. „Ja habe sie nie dazu gerednet.“

Die übrigen stimmten bei: „Ja auch nicht.“ sagte Frau Meyer mit einem verächtlichen Nosenrumpfen. „Warum denn? Weil der lange Waldau sie geheiratet hat? Lieber Himmel, das war aber auch alles. Wer war sie denn sonst? 'ne ganz gewöhnliche Schuster-tochter, bloß daß ihr Vater 'n paar Groschen Geld verdient hatte.“

„Gewöhnlich war Frau Waldau aber wirklich nicht.“ wehrte Herr Mannstädt ab. „Soviel ich weiß, hatte sie doch auch ihr Lehrerinnevergehen gemacht. Also, was wollt Ihr, 'ne ganz gebildete Frau!“

„Na ja, wenn Du es so nimmst!“ — seine Frau warf ihm einen Blick zu — „Aber 'ne Schusterstochter bleibt sie doch, und wenn sie nicht gerade Geld gehabt hätte, hätte Waldau sie gar nicht genommen.“

„Schnell genug alle gemacht hat er es . . . in einem Jahr . . . dante schon.“

„Ja, es war ein rechter Skandal.“ Frau Schulze seufzte. „Er soll nicht einmal die Möbel bezahlt haben. Wissen Sie, der Schwiegervater hatte ihm das Geld gegeben, um die Einrichtung zu kaufen, — so 'n alter Schuster hat doch keinen Gesinnad — die Frau denkt natürlich, es ist alles bezahlt, eines schönen Tages kommen die Möbelwagen und holen den ganzen Kitt. Er hatte das Geld verbubelt, bis auf 'ne kleine Anzahlung, und dann noch nicht mal die Muten innegehalten.“

„Unglaublich!“ Die Damen schlugen die Hände zusammen. „Ich habe auch schon ähnliches gehört.“ bestätigte Frau Meyer. „Sogar die Hochzeitsgeschenke soll er verfilbert haben. Gott, was sollte er denn auch sonst thun? Er wußte ja nicht aus noch ein

vor Schulden. Wenn er das Geld von der Frau nicht bekommen hätte, wär' sein Bankgeschäft schon vor einem Jahr verkracht.“

„Und die hat gedacht, er nimmt sie aus Liebe!“ Fräulein Martha schrie fast vor Lachen.

„Ja, wahrhaftig, das hat sie gedacht.“ Die andren Damen lachten gleichfalls.

„Wenn der lange Waldau aus Liebe hätte heiraten können, würde er wohl auch 'ne andre gewählt haben.“ sagte Fräulein Martha.

„Gewollt hat ihn wenigstens manche.“ stichelte Herr Mannstädt. Die Damen lachten noch lauter. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß Fräulein Martha mit zu den „manchen“ gehörte. Jetzt machte sie ein harmloses Gesicht: „Den? Du lieber Himmel, wer sollte ihn denn nehmen? Es war doch stadtbekannt, daß er ruiniert war. Jetzt ist er nach Amerika, glaube ich.“

„Ja, es wird ein Steckbrief hinter ihm erlassen“ — Mannstädt nickte — „er hat ja auch noch Depots unterschlagen, den Schwiegervater hat er auch noch 'reingelegt. Die Frau soll übrigens nicht gewollt haben, daß er fortgeht.“

„Nein, das muß ich Ihnen ja noch erzählen.“ Frau Mannstädt richtete sich auf. — „Das ist ja 'ne riesig romantische Geschichte. Denken Sie doch, ihr Dienstmädchen hat es meinem Dienstmädchen erzählt, sie soll ihn Iniefällig gebeten haben hierzubleiben, sie wollten arbeiten und alles wiedergeben, er hat sie aber geschlagen, und das Mädchen sagt, sie sei totinglücklich gewesen vor Verzweiflung und hätte auch beinahe Nervenfieber gehabt.“

„Wie interessant!“ „Fürchtbar rührend.“ Die Damen sprachen durcheinander.

„Wenn man nur mal was Genaueres hörte!“

„Ich glaube sie giebt Stunden, sie ist wieder bei ihren Eltern.“ — sagte Frau Meyer — „es stand so ein Inserat in der Zeitung: Waldau in der Kochstraße sucht französische Schülertinnen. Na ja, leben muß sie ja.“

„Ja, glauben Sie, daß sie das ist?“ Fräulein Martha wurde lebhaft: „Ach, wissen Sie, dann werden wir bald alles genau wissen. Uebermorgen erzähle ich Ihnen alles. — Ich mache mir einen Spaß. Ich schreibe ihr, sie soll zu mir kommen, meine Cousinen wollen Stunden nehmen, und wenn sie dann kommt, thu' ich recht teilnehmend und horche sie ordentlich aus.“

„Das lassen Sie nur lieber sein.“ Mannstädt schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich glaube, die Frau ist sehr unglücklich, und wenn sie es merkt . . .“

„Ach wo, das merkt die ja nicht.“ . . . „Das“ machen Sie, Fräulein Martha.“ . . . „Das wird ein Heidenpaß!“ Die Damen überdriesen den Warner.

„Wovon soll sie es denn auch merken?“ Fräulein Martha sah Herrn Mannstädt an: „Ich schreib' ihr nachher einfach, meine Cousinen wären abgereist. Ach und denn wissen Sie, die Trude Waldau ist wirklich ein zu gutmütiges Schaf; wenn man der ein paar fremdliche Worte sagt, denkt sie gleich, man meint's auch so.“

lv. **Besensfriemen und Ginster.** Wer geht den Grunewald durchkreuzt, findet überall niedrige Sträucher mit leuchtend gelben Blumen. Es ist dies *Sarothamnus scoparius* (auch *Spartium scoparium* genannt), der gemeine Besensfriemen, ein Strauch aus der Familie der Schmetterlingsblütler, welcher auf magerem Boden, speciel auf der Heide, häufig in großen Mengen auftritt. Sehr auffallend zeigt er sich z. B. an der Eisenbahnstrecke Berlin—Potsdam auf den Bahndämmen und längs des Waldrandes. Es erreicht eine Höhe von über 1 Meter. Die dünnen zahlreichen Zweige sind mit schmalen, leuchtend grünen Blättern bedeckt, von welchen sich die großen, goldgelben Blumen, welche einzeln stehen, hübsch abheben.

Mit weniger andren Pflanzen, z. B. den neuholländischen Kastanien hat der Besensfriemen eine merkwürdige Einrichtung gemein. Es sind nämlich seine Atmungsorgane, die Spaltöffnungen, in luftgefüllten Furchen des Stempels untergebracht, welche sich in das Stempelgewebe überall einsenken und aus welchen das Wasser die Luft nicht zu verdrängen vermag. Diese Vorrichtung findet sich hauptsächlich bei Pflanzen, welche durch ihren Standort — hier der Feuchtigkeit haltende Waldboden — eines Schutzes gegen zu reichliche Feuchtigkeit bedürfen; diese luftführenden, wasserficheren Kanäle ermöglichen jederzeit ein unbehindertes Atmen und Transpirieren.

Sarothamnus gehört auch zu den „explodierenden Pflanzen“. In dem sogenannten „Schiffchen“, das von zwei Mättern der Schmetterlingsblüte gebildet wird, liegen die Staubgefäße und Stempel. Uebt man nun von oben einen Druck aus auf diesen Teil der Blüte — in der Natur geschieht dies durch die aufsteigenden Insekten — so biegt sich das Schiffchen nach unten und giebt die Staubgefäße frei. Diese schnellen federnd daraus hervor und bestäuben den Hinterleib des Insekts mit einer Wolke von Pollen.

Vom Wild wird der Besensfriemen im Winter begierig gefressen, daher mag die an manchen Orten dafür übliche Bezeichnung „Hasentraut“ stammen.

Dem *Sarothamnus* sehr nahe verwandt und ebenfalls zu den Schmetterlingsblütlern gehörig ist der Ginster; sie blühen beide zu derselben Zeit in genau derselben Farbe und haben auch denselben Standort. Der Ginster (*Genista tinctoria*) ist aber viel zierlicher, er bleibt meist niedrig. Seine Blüten stehen in endständigen Blütentrauben. Die meisten Arten — und es giebt deren ungeheuer viele — sind gegen Kälte empfindlich, man findet daher an den Pflanzen in diesem Jahre auch meist die oberen Teile der Zweige abgestorben. —

Einfluß der Gemüse auf die Gesundheit. Das eisenhaltigste Nahrungsmittel ist der Spinat und deshalb ein außerordentlich gesundes Gemüse für die heranwachsende Jugend und besonders für blutarme, bleichsüchtige Personen, er soll auch eine direkte Wirkung auf die Nerven haben; ebenso Löwenzahn, grün genossen. Spargel reinigt das Blut. Sellerie wirkt auf das Nervensystem, heilt Rheumatismus und Neuralgie. Tomaten sind gut für die Leber, sie enthalten viel Schwefel, der zum Aufbau unseres Nervensystems durchaus notwendig ist. Gelbe und weiße Rüben reizen den Appetit, Salat und Gurken wirken kühlend. Zwiebeln sind vorzüglich zur Anregung eines schwachen Magens. Knoblauch und Oliven besitzen hervorragende medizinische Kräfte, sie regen die Blutzirkulation an und vermehren die Absonderung des Speichels und des Magensaftes. Meerrettich, roh genossen, befördert die Verdauung. Kürbis gilt als Mittel gegen Bandwurm, und die appetit-reizende Eigenschaft des Rettichs ist allgemein bekannt. —

(Aerthus.)

Theater.

00. Im Lessing-Theater brachte das Wiener Gastspiel eine Art Novitätenabend. Drei Einakter standen auf dem Programm, die nicht allein das Können, sondern auch die literarische Vielseitigkeit des Josephstädter Theaters demonstrieren sollten. Bei diesem Streben stellte sich der in Berlin am meisten bekannte Gast, die urwüchsige Hansi Niese bescheiden in den Hintergrund; die Künstlerin trat einzig in einer an sich anspruchslosen Gesangs-scene von Siegmund Schlegel, „Die Ablösung“ auf, um hier als liebendes Milchmädchen ihren sonnigen, von Herzen kommenden Humor leuchten zu lassen, einen Humor, der im Lachen wie im Weinen gleich stark und wahr ist.

Was sonst am Freitagabend auf die Bretter kam, unterschied sich gar sehr von der eben erwähnten Harmlosigkeit. „Der gemüthliche Kommissar“, ein als tragische Posse bezeichnetes Stück des Franzosen Georges Courteline, schildert verträglich die Beschränktheit, Faulheit und Niedertreue einer tyrannisierenden Polizeiseele, läßt aber die poetische Gerechtigkeit in einer sehr unerfreulichen Gestalt wirken. Ein Wahnsinniger, dessen Frau vorher vergeblich Hilfe gefordert hatte, erscheint im Polizeibureau, schläßt die Thüren ab und peinigt den Beamten mit Revolver und Stockdegen, wie er vermutlich auch eine schuldlose Seele gepeinigt haben würde, wenn diese ihm gerade in die Quere gekommen wäre. Lieber der scheinbare Triumph des Lasters als diese Art Vergeltung, die ebenso wenig eine Befriedigung aufkommen läßt, als wenn der Sünder von Kommissar etwa unversehens die Treppe hinabgestürzt wäre. Das Stück möchte am Ende auch wesentlich dazu dienen, um Herrn Jarno's hervorragendes Talent zu offenbaren, das sich auch in tollster Naserei in den für die Bühnenwirksamkeit erforderlichen Schranken zu halten wußte.

Weit besser noch zeigte Herr Jarno seine Kunst in Georg Hirschfeld's Schauspiel „Zu Hause“. Das vor fünf Jahren geschriebene Stück, das, wenn wir nicht irren, auch schon in irgend einer dramatischen Gesellschaft eine Aufführung erlebt hat, serviert in unbarmherziger Naturtreue die Wurmstichigkeit einer jüdischen Kaufmanns-Familie. Ein in Hartherzigkeit, Treubruch und Verschwendungssucht aufsehendes Weib richtet gemeinsam mit ihrem Flegel von Söhnen in Sorge und Gram verkümmerten Gatten zu Grunde. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Fülle von Schmach, die in dem Schauspiel zusammengetragen ist, in der engen Wirklichkeit einen Raum hat; aber wie es auch sonst um die dramatische Wahrhaftigkeit des Stücks bestellt sein mag, in dem Familienoberhaupt, dem alten Händler David, hat der Dichter eine Gestalt von erquickender Lebenswärme geschaffen. Es war eine Freude, zu sehen, wie Herr Jarno den alten Juden spielte, der in all seiner Schwäche und Gedrücktheit dennoch gebieterisch eine über das achseljuchende Mitleid hinausgehende Sympathie beansprucht. Besonders in Hirschfeld's Drama wußten auch die übrigen Kräfte der Gesellschaft ihr Können von der besten Seite zu zeigen; das Zusammenpiel war tadellos. —

Kulturgeschichtliches.

— Wie vor 400 Jahren junge Kaufleute ausgebildet wurden, zeigen folgende Regeln aus jener Zeit, welche die Zeitschrift „Niederachsen“ wieder zum Abdruck bringt: „Ist dir an eine Kundin was gelegen, so mache dich gefällig; sage daß sie schönleibig lebe und du Wohlgefallen an ir findest, sie wird gebendet sein und kommt du auf vorteilhaften Verkauf sicher sein. Auch wenn die Weiber häßlich und narbig sind, thue ihnen schön, es bringt Ruh.“

Anderes. Ist dir an eine hübsche Kundin gelegen, so mache dich gefällig, mache den Zeigefinger an die Zunge naß, greife ir damit auf die Nase oder Halskraus, tuhe als hättest du ein Angezieser gefangen, werse es auf die Erde und trette darauf, sie wird dir danken für den freundschaftlichen Dienst, den du ir getan, bringt dir Ruh.“

Anderes. Wenn dir ein Rathherr, oder einer von der Geistlichkeit etwas nach Ele oder Gewicht ablaufen thut, oder gar nach Wäzlein, so laß alle Vorteilhaftigkeiten weg, diese gelarte Herren tun alles nachwiegen und messen, und werden dich darob loben und sonderlich ernen.

Regul I. Farst du auf Zarmarkt durch Fern-Gauen oder Wald, nimm klaine Rad an dain Wagen, und hüte dich, daß du keine

Grundruhr zahlen mußt, sonst ist dein Gewinn verloren. (Die Kaufleute mußten damals ihren mit Waren bepackten Wagen nur kleine Räder geben, damit die Wagen auf den schlecht erhaltenen Straßen nicht leicht umwarfen. Kaufmannsgüter, welche den Boden des Fahrwegs berührt hatten, gingen nämlich schon durch das Berühren des Bodens allein in das Eigentum des Grundbesizers über.)

Regul II. Hast du daine Barr gut auf den Mark geprecht, hite dich vor 2 Bhele, fir Markdibbe und bei Nacht fir Regdelein, die dir so vill böses antun, daß du dain leblang ein Kribbl pleibst.

Regul III. Deine Gröscheln und Pfennige trage fleißig in dain Laibgurt, und laß nicht merken, daß du ainen solchen hast. So du aine Brennsuppe kaufest, gebe nur ain 2-Pfennigstück zum Auswechselln, daß man kein Geld bei dir glaubet. Gaudiebe sind überall. Wirst du selbsttendiger Krämer, so gehe alle Woche 2 mal zur Messe, und alle 14 Tage zur Peichte, aber nur in dain Sprengel, wo du als ansehtlicher Kaufherr wirst geert werden, und kein pöser Leumund pringt dir Schaden. Auch ein grines Käplein ist dir anzuraten. —

Humoristisches.

— Historische Merkwürdigkeit. Cicerone (der im Schlosse von Blois mehreren Touristen das Zimmer zeigt, in welchem der Herzog von Guise ermordet worden war): „Hier empfing der Herzog den ersten Schwertschlag. Dort fiel er nieder, um sich nie mehr zu erheben. Da ist der Feuerplaz, wo Heinrich III. sich wärmte, nachdem das Verbrechen vollbracht war!“

„Und was ist mit dem alten Schrank hier?“ fragt einer der Touristen.

„Da hab' ich meine Kleiderbürsten drin!“ —

— Schlagfertig. Lehrer (zum Oberförster): „... Was werden Sie aber sagen, Herr Oberförster, wenn Sie eines Tags in der Hölle aufwachen?“

Oberförster: „Na — guten Morgen, Herr Lehrer! werd' ich halt sagen.“ —

— Pech. A.: „Herr Nachbar, zeigen Sie mir doch Ihre neue Sicherheitsvorrichtung gegen Einbruch!“

Kaufmann: „Bedauere sehr — die haben s' mir leider gestern gestohlen!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— In einer alten Wiener Zeitung fand Dr. Anton Bettelheim Angenrubers erste Dorf-novelle „Tod und Teufel“ auf, die dieser unter dem Pseudonym Ludwig Gruber veröffentlicht hatte; es werden darin die Erlebnisse eines jungen Bauern beim nächtlichen Heimgang in der Walpurgisnacht drollig geschildert. —

— Herr Lublinski feierte in dem Vortrage, den er am Freitagabend vor der Berliner Finkenstraße hielt, den weiteren Kreisen wenig bekannten Dichter Peter Hille in begeisterten Worten als Neuromantiker. Nach dem Vortrage wurden einige Scenen aus Hilles Drama „Der Sohn des Platonikers“ und andre Proben seiner Muse recitiert. —

— Maxim Gorli ist aus dem Gefängnis entlassen worden. Er befindet sich jetzt im Studienarrest; d. h. in der Küche und im Vorzimmer seiner Wohnung ist je ein Polizeisoldat postiert. Die größten Kautionsbeträge waren angeboten, aber nicht angenommen worden. —

— „Im Herbst“, ein lyrisches Drama von P. F. Eger, wurde vom Schauspielhaus in Dresden zur Aufführung angenommen. —

— „Die Medaille“, Komödie in einem Aufzuge von Ludwig Thoma, wird vom Münchener Hoftheater im Herbst gegeben werden. —

— Das Bühnengebäude des Thalia-Theaters soll einem Umbau unterzogen werden, der bis zum Herbst vollendet sein wird. —

— Auf der Tonkünstler-Versammlung zu Heidelberg wurde Richard Strauß zum Vorsitzenden des Gesamtvorstands gewählt. —

— Die Wiener Hofoper wird in der nächsten Saison folgende Novitäten bringen: „Göy von Verlichingen“ von Karl Goldmark, „Aussalka“ von Anton Dvorak und „Feuersnot“ von Richard Strauß. Auch Puccinis bekannte Oper „La Bohème“ wird dem Repertoire einverleibt werden. —

t. Die besten Diamanten werden jetzt im australischen Staate Neu-Süd-Wales gefunden. Wenigstens sind die schönsten dorthier in den Handel gelangenden Steine härter und weißer als die aus den Diamantgruben von Südafrika und auch denen aus Brasilien mindestens gleichwertig. —

— In welchem Umfang gegenwärtig die Spargel-Konservierung betrieben wird, geht daraus hervor, daß einer Braunschweiger Konservenfabrik an den drei ersten Tagen der letzten Woche nahezu 2000 Centner Spargel zugeführt wurden. —